

„Schmerzlos sind wir und haben fast | Die Sprache in der Fremde verloren“ Hölderlin über Heimat und Heimatlosigkeit

Bettina Faber
Università Ca' Foscari Venezia, Italia

Abstract Recent research has rightly emphasized the extent to which Hölderlin's poetry opens up broad horizons of transcultural perspectives with a thoroughly cosmopolitan intention. However, these great drafts of 'transtopias' remain in the realm of speculative idealism, as long as one ignores the counterpoint that Hölderlin sets up with his contemporaneous texts about the experience of extreme individual danger and distress. Only against this background of struggle for self-preservation in hard and "godforsaken" times, Hölderlin's ingenious, still hopeful rather than deconstructive intuitions gain real credibility and relevance.

Keywords Hölderlin. Transculturality. Identity. Alterity. Alienation. 'Heimat' (Home).



Peer review

Submitted 2024-08-27
Accepted 2024-09-23
Published 2024-09-30

Open access

© 2024 Faber | 4.0



Citation Faber, B. (2024). „Schmerzlos sind wir und haben fast | Die Sprache in der Fremde verloren“. Hölderlin über Heimat und Heimatlosigkeit“. *Annali di Ca' Foscari. Serie occidentale*, 58, 151-172.

DOI 10.30687/AnnOc/2499-1562/2024/01/008

Es ist kaum zu übersehen, wie stark und durchgängig ‚Heimat‘ und das Leiden an ihrem Mangel oder Verlust in Hölderlins Werk präsent sind. Neben den zahlreichen Gedichten über heimatliche Landschaften, Flüsse und Städte in ihrer anrührenden Schönheit stehen mehrere, deren Titel explizit auf einen besonderen persönlichen und bis in die geographischen Details hinein sehr konkreten Bezug zu den Räumen der eigenen Herkunft und der Sehnsucht nach ihnen, solche, die als *Vaterländische Gesänge*¹ ein hohes mythopoetisches Engagement für eine neue ‚nationale‘ Selbstverortung im Sinne kultureller Innovation im Konzert der Völkergemeinschaft zeigen, sowie auch äußerst anspruchsvolle kultur-, geschichtsphilosophische und poetologische Überlegungen zum Verhältnis zwischen dem ‚Eigenen‘ bzw. ‚Nationellen‘ und dem ‚Fremden‘. Dennoch ist die einschlägige neuere Fachliteratur zum Thema relativ überschaubar.² Bezüglich der Gründe hierfür liegen mindestens zweierlei Vermutungen nahe.

Zum einen ist die Rede von ‚Heimat‘ und ‚Vaterland‘ gerade auch in Bezugnahme auf Hölderlin im deutschsprachigen Kulturhorizont angesichts des Missbrauchs, den die nationalsozialistische Demagogie mit seiner Dichtung getrieben hat, unwiederbringlich gebrochen oder muss zumindest äußerst schwierig erscheinen.³ Zum anderen mag es zu Zeiten, in denen Globalisierungskonzepte als alternativlos für Gegenwart und Zukunft einer eigentlich immer uniformierteren Welt propagiert werden, nicht von besonderem Interesse sein, auf die anthropologische wie sozio-politische Bedeutung eines inneren wie äußeren Bezugsraums hinzuweisen, der immer noch als von hoher affektiver individueller und kollektiver Relevanz empfunden

1 Vgl. Polledri 2021, 64-93. Es ist nicht eindeutig zu bestimmen, welche Gedichte Hölderlin mit dieser Bezeichnung eigentlich meint, die er im Brief an seinen Verleger Wilmans vom 3. Dezember 1803 explizit neben denen von den *Nachtgesängen* gebraucht, die er für dessen Almanach vorschlagen will. Hölderlins Werke und Briefe werden im Folgenden als *StA* zitiert nach der *Großen Stuttgarter Ausgabe*. Vgl. hier *StA* 6.1, 436. Vor allem Ulrich Gaier hat diese immer noch kontroverse, aber aussagekräftigere Zuordnung vertreten. Seine Argumentationen hierzu finden sich zusammengefasst in Gaier 2020.

2 Von besonderem Interesse ist hier der „Hölderlins Räumen“ gewidmete Band 38 des *Hölderlin-Jahrbuchs*; vgl. bes. Osterhammel 2013; Doering 2013 und Kreuzer 2013, sowie den Abriss zu den historischen Hintergründen und Inkongruenzen der zeitgenössischen Rede von ‚Vaterland‘ von Franz 2013. Hervorzuheben sind außerdem: Binder 1970a; 1970b; Härtling 1987; Görner 1992, sowie Reitani 2020b.

3 Nicht verschwiegen werden soll allerdings, dass Hölderlin auch Verse gedichtet hat, die einem solchen Missbrauch durchaus Vorschub leisten konnten. Allerdings ist der martialische Ton in Hölderlins Rede vom ‚Vaterland‘ eher eine Ausnahme und nicht als Feindseligkeit gegen andere Völker, sondern vielmehr als Revolutionsaufruf gegen die Tyrannei der sich heuchlerisch als ‚Landesväter‘ stilisierenden deutschen Fürsten aufzufassen. In der Ode *Der Tod fürs Vaterland* schwingen so viele Assonanzen mit der Marseillaise und den revolutionären Vorstellungen einer republikanischen *patrie* nach französischem Vorbild mit, auch wenn Hölderlin sich zur gleichen Zeit bereits äußerst desillusioniert über die Zustände in Frankreich zeigt und die Sinnhaftigkeit kriegerischer Aktionen im *Hyperion* grundsätzlich konterkariert.

werden könnte. Und auch wenn sich die Verheißungen fortschreiten-der Entgrenzungen als zumindest ambivalent erweisen und die negativen Auswirkungen der Etablierung immer ‚totalitärer‘, also den ganzen Planeten umgreifender Hyperstrukturen allmählich unübersehbar werden, so scheint Heimat in post(post)moderner Perspektive im Grunde tatsächlich nur noch als utopisches Konstrukt verstanden werden zu können. Bernhard Schlink hat es folgendermaßen auf den Punkt gebracht (2000, 32):

So sehr Heimat auf Orte bezogen ist, Geburts- und Kindheitsorte, Orte des Glücks, Orte, an denen man lebt, wohnt, arbeitet, Familie und Freunde hat – letztlich hat sie weder einen Ort, noch ist sie einer. Heimat ist Nichtort. Heimat ist Utopie.

Soweit man nun Hölderlins Entwicklung im Spiegel seiner Dichtung nachvollziehen kann, ergibt sich allerdings ein anderer Befund. Für ihn beginnt eigentlich alles mit allerdings schon nostalgischer, also schmerzvoller Erinnerung an heimatliche Geborgenheit. Sein ‚Vaterland‘, als das er zunächst den ziemlich eingeschränkten Nürtinger Umkreis zwischen Albrand und Neckar empfindet, verlässt er nach der Stiftszeit nur schweren Herzens.⁴ Die beiden Primärinstanzen, die das intime Heimatgefühl bestimmen, sind dabei tatsächlich die frühen menschlichen Beziehungen in der Familie und vor allem die ländliche Natur. Das frühe Gedicht *Die Meinige* (StA 1.1, 15-20) aus der Maulbronner Zeit spiegelt ersteres, das wahrscheinlich 1797 oder 1798 entstandenen Gedicht *Da ich ein Knabe war* (266-7) letzteres wider, wobei die Verbundenheit mit der heimatlichen Natur dort sogar in Kontrast zu der mit den Menschen gesetzt wird. Als Hölderlin die ursprünglichen Orte gefühlter Zugehörigkeit längst verloren hat und im Rückblick sicher auch idealisiert,⁵ wird er sich immer mehr bewusst, unfreiwillig einem Ausnahmeschicksal in der Fremde entgegenzugehen. Aus einem Brief an die Mutter, den er Ende 1797 aus Frankfurt schreibt, geht deutlich hervor, dass die Sehnsucht nach Beheimatung dabei durchaus lebendig bleibt:

⁴ Vgl. etwa die Briefe an die Mutter vom 30. Juli 1794 und 22. Februar 1795, StA 6.1, 130; 158. Vgl. Binder 1970b, 79, und ausführlicher Wittkop 1999.

⁵ Nach den vielen Abbrüchen in seinem Leben kehrt Hölderlin ja tatsächlich oft nach Nürtingen zurück, wobei diese Aufenthalte in Wirklichkeit wohl keineswegs immer so harmonisch und glücklich verlaufen sind. Oft verschiebt er Besuche bei den Verwandten (vgl. etwa StA 6.1, 248; 315, 352), wie überhaupt das Verhältnis besonders zur Mutter ja alles andere als unproblematisch war. Zu den frühen Entwicklungen vgl. bes. Doering 2022. Der letzte Aufenthalt in Nürtingen scheint für Hölderlin besonders aufwühlend gewesen zu sein. So man Waiblingers Bericht glauben darf, jagte er sogar „Mutter und sämtliche Haubewohner in der Raserey aus dem Hause“ (StA 7.3, 60).

Und lassen Sie Ihre Ruhe durch keine Gedanken an den Sohn stören, der eben in der Fremde lebt, und leben muß, bis seine eigene Natur und äußere Umstände ihm erlauben, auch irgendwo mit Herz und Sinnen einheimisch zu werden. (StA 6.1, 260)

In poetische Sprache transponiert, steigert sich diese Erfahrung destabilisierender Heimatlosigkeit nach der leidvollen Trennung von Susette Gontard zu beunruhigender Gefahr. In *Mein Eigentum* heißt es:

Beglückt, wer, ruhig liebend ein frommes Weib,
Am eignen Heerd in rühmlicher Heimat lebt,
Es leuchtet über vestem Boden
Schöner dem sicheren Mann sein Himmel.

Denn, wie die Pflanze, wurzelt auf eigenem Grund
Sie nicht, verglüht die Seele des Sterblichen
Der mit dem Tageslicht nur, ein
Armer auf heiliger Erde wandelt.

[...]

Und daß auch mir zu retten mein sterblich Herz
Wie die andern eine bleibende Stätte sei
Und heimathlos die Seele mir nicht
Über das Leben hinweg sich sehne

Sei du, Gesang, mein freundlich Asyl! (306-7)

Andererseits aber fürchtet Hölderlin jede Enge. In *Der Gang aufs Land* will das lyrische Ich mit dem Freund nicht nur hinaus aus den Gasthäusern „ins Offene“⁶ der freien Landschaft, sondern es geht überhaupt darum, „[d]aß aber uns das Vaterland nicht werde | Zum kleinen Raum“ (StA 2.1, 338). Hölderlin ist neugierig auf die neuesten topographischen Erkenntnisse und Reiseberichte, dekoriert seine Zimmerwände in Homburg mit Karten der „4 Welttheile“⁷ und erweitert seine Vorstellungen vom ‚hesperischen‘ Vaterland auf den Spuren der mutig aufbrechenden Seefahrer und Entdecker um ganze Kontinente.⁸ Auffällig ist auch der Wunsch, die Erde in schwebender Imagination

⁶ Vgl. StA 2.1, 84 ff.

⁷ So in der durchaus ironischen Beschreibung seiner beengten Wohnverhältnisse während des ersten Aufenthalts in Homburg im Brief an die Schwester StA 6.1, 352.

⁸ In diesem Zusammenhang vgl. bes. Reitani 2020a; 2020c.

aus der Vogelperspektive in weiteren Räumen betrachten zu können:⁹

Wenn die leichtere Luft mir alle Sinne bezaubert
 Und das unendliche Thal, wie eine farbige Wolke
 Unter mir liegt, da werd' ich zum Adler, und ledig des Bodens
 Wechselt mein Leben im All der Natur wie Nomaden den Wohnort.
 (StA 1.1, 236)

Dann aber „führt mich der Pfad zurück ins Leben der Menschen“, heißt es in *Die Muße* weiter, wo die Selbstvergewisserung durch die noch selbstverständliche Verankerung in der Natur und in einem ‚Zuhause‘ noch dringlicher wird durch das Bewusstsein vom Untergang anderer Kulturen. Der „geheime Geist der Unruh | der Unbezwungne, der alte Erobrer | Der die Städte, wie Lämmer, zerreißt, der einst den Olympus | Stürmte“ (235-6), droht das innere und äußere Gleichgewicht ins Wanken zu bringen. Um nicht an ihm „irre“ zu werden, bedarf es des Rückzugs in den sicheren Heimatraum:

Hab' ich zu Hauße dann, wo die Bäume das Fenster umsäuseln
 Und die Luft mit dem Lichte mir spielt, von menschlichem Leben
 Ein erzählendes Blatt zu gutem Ende gelesen:
 Leben! Leben der Welt! du liegst wie ein heiliger Wald da,
 Sprech ich dann, und es nehme die Axt, wer will dich zu ebnen,
 Glücklich wohn' ich in dir. (236)

Nähe und Distanz zur Heimat sind also komplementär im Wechsel der Perspektiven, wobei der konkrete menschliche Raum eigentlich erst entsteht, wenn die horizontale Achse sich mit der vertikalen trifft, der Mensch also sozusagen im Schnittpunkt der individuell so verschiedenen „Linien des Lebens“¹⁰ zwischen Kontingentem und Göttlichem steht bzw. selber dazu wird. In den nicht sicher zu datierenden und zu ordnenden Textsegmenten *Über Religion* (bzw. *Fragment philosophischer Briefe*) liefert Hölderlin so etwas wie eine Grundlagentheorie dafür, wie man sich in der Welt überhaupt menschenwürdig beheimaten kann. Die Konstitution des Ichs versteht er dort nicht etwa als absoluten Akt der Selbstsetzung, denn es geht von vorneherein um ein endliches, gleichzeitig geistiges und psychophysisches Wesen in einer Welt, die nicht einfach nur tote Materie ist, sondern eine selber geist- und gotterfüllte Wirklichkeit. „Daß

⁹ Zum Motiv des Adlerflugs und insg. zur Perspektivierung der Raumkonzepte vgl. bes. Doering 2013, hier 53-7, die eine zunehmende Abstrahierung der Wahrnehmung und Loslösung von konkreten Details bei Hölderlin feststellt.

¹⁰ Vgl. StA 2.1, 268.

einer | Etwas für sich ist“ (StA 2.1, 158),¹¹ hat zur Voraussetzung, dass sich das Ich in eine ‚zarte‘ geistige und seelische Beziehung zu seiner konkreten Umwelt setzt. Denn „jene zarten und unendlichen Verhältnisse müssen also aus dem Geist betrachtet werden, der in der Sphäre herrscht, in der sie stattfinden“ (StA 4.1, 277-8), womit „ein höherer unendlicher Zusammenhang“ zwischen dem Menschen „und seinem Elemente [...] in seinem wirklichen Leben“ gemeint ist, der „weder bloß in Gedanken, noch bloß im Gedächtnis wiederholt werden“ (276) kann:

Weder aus sich selbst allein, noch einzig aus den Gegenständen, die ihn umgeben, kann der Mensch erfahren, daß mehr als Maschinengang, daß ein Geist, ein Gott, ist in der Welt, aber wohl in einer lebendigeren, über die Nothdurft erhabenen Beziehung, in der er steht mit dem was ihn umgibt. (278)

Diese zartere Beziehung hat dabei zunächst wieder eher intimen Charakter, insofern es gemäß der „apriorität des Individuellen über das Ganze“¹² erst einmal darum geht, als Individuum dadurch sich seiner selbst bewusst werden und sich fühlen zu können, dass man sich transzendiert hin auf den Geist, der in der konkreten Wirklichkeit um einen herum weht. Heimat ist in diesem Sinne also sozusagen ein geistiges und seelisches ‚Urerlebnis‘, das in den unendlicheren Horizont von ‚göttlicher‘ bzw. ‚religiöser‘ Qualität zunächst individueller, dann auch kollektiver Konstitution einer echten Lebenswelt führt:

Und jeder hätte demnach seinen eigenen Gott, in so ferne jeder seine eigene Sphäre hat, in der er wirkt und die er erfährt, und nur in so ferne mehrere Menschen eine gemeinschaftliche Sphäre haben, in der sie menschlich, d.h. über die Nothdurft erhaben wirken und leiden, nur in so ferne haben sie eine gemeinschaftliche Gottheit [...] (278)

Da „der Mensch sich wohl auch in die Lage des andern versetzen, daß er die Sphäre des andern zu seiner eigenen Sphäre machen kann“ (278), wäre sogar denkbar, dass

¹¹ Vgl. die auch für Hegel wichtige Individualitätsbestimmung des Fürsichseins bei Aristoteles, *Metaphysik* VII 1028 a 27.

¹² Die im Homburger Folioheft von Hölderlin über dem Entwurf *Vom Abgrund nemlich...* später notierte Formulierung greift ebenfalls einen Grundgedanken von Aristoteles auf, der im Unterschied zu Platon die ontologische Priorität des individuellen Einzelnen vor dem Allgemeinen betont. Vgl. *Kategorien* 3 b 10 ff. u.ö.

es eine Sphäre gibt, in der alle Menschen zugleich leben, und mit der sie in mehr als nothdürftiger Beziehung sich fühlen, dann aber auch nur in so ferne, haben sie alle eine gemeinschaftliche Gottheit. (278)

Erst auf dieser Folie seines sich nicht zum Absoluten hin aufhebenden, die Bedingungen der Endlichkeit bewahrenden Idealismus wird begreiflich, warum Heimat für Hölderlin die Qualität einer unverzichtbaren Grundwirklichkeit hat, und gleichzeitig, warum auch seine spätere politisch pointiertere Rede vom Vaterland zwar ‚Nationelles‘ betrifft, nicht aber aggressive nationalistische Idiolatrie des ‚Eigenen‘ meinen kann.

Allerdings entwickeln sich Biographien nun nicht linear. Hier kommt Hölderlins Vorstellung von der „exzentrischen Bahn“ ins Spiel, die wir alle durchlaufen müssen, wie es in der *Vorrede* zur vorletzten Fassung des *Hyperion* heißt:

Wir durchlaufen alle eine exzentrische Bahn, und es ist kein anderer Weg möglich von der Kindheit zur Vollendung. Die seelige Einigkeit, das Seyn, im einzigen Sinne des Worts, ist für uns verloren und wir mußten es verlieren, wenn wir es erstreben, erringen sollten. Wir reißen uns los vom friedlichen Εν και Παν der Welt, um es herzustellen, durch uns Selbst. (StA 3, 236)

Die astronomische Metaphorik beschreibt das Kometenhafte in der hyperbolischen Kurve, die die menschliche Existenz durchläuft, also als zutiefst paradox. Einerseits betont Hölderlin schon früh, dass die einzige Schuld, die der Mensch auf sich laden könnte, darin bestehen würde, nicht den Mut zu finden, diese „küne Bahn“ zu beschreiten,¹³ denn der „reine Geist, der aus dem Äther stammt“ ist ja über den Menschen

zum Schläfe nicht herabgekommen,
[...]
Er strahlt heran, er schrökt, wie Meteore,
Befreit und bändigt, ohne Ruh' und Sold [...] (StA 1.1, 223)

Andererseits verliert der Mensch durch den unwiderstehlichen Drang über seine beschränkten Horizonte hinaus das ursprüngliche Paradies heimatlicher Geborgenheit und verursacht durch diese Exzentrik seine eigene Exilierung:

13 StA 1.1, 149; 152; 155. Vgl. die Gedichte *Die heilige Bahn* und *Kepler* (wohl 1789; StA 1.1, 79 ff.; 81 ff.). Zur durchaus positiven Konnotation des Kometen bei Hölderlin vgl. auch Bennholdt-Thomson, Guzzoni 2017, 148-59.

Wir sind's, wir! wir haben unsre Lust daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu stürzen, und, wär' es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und stürmten über des Irrsterns Gränzen hinaus. Ach! für des Menschen wilde Brust ist keine Heimath möglich; und wie der Sonne Stral die Pflanzen der Erde, die er entfaltete, wieder versengt, so tödtet der Mensch die süßen Blumen, die an seiner Brust gedeiheten, die Freuden der Verwandtschaft und der Liebe. (StA 3, 16)

Manchen aber sitzt der „Stachel“ der Sehnsucht ins Unbekannte und Unendliche hinein sogar noch tiefer in der Brust als anderen, wie es die bekannten Verse aus *Abendphantasie* beklagen:

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
 Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müh' und Ruh'
 Ist alles freudig; warum schläft denn
 Nimmer nur mir in der Brust der Stachel? (StA 1.1, 301)

Eine rastlose Unruhe unbehausten Daseins kommt hier zum Ausdruck, die anscheinend innerhalb der Grenzen eines Landes nicht gestillt werden kann. In der einleitenden Strophe von *Elegie* wird der Stachel der Unaushaltbarkeit von Endlichkeit und Tod angesichts des Verlusts der Geliebten sogar zum Pfeil, der eine schwer heilbare Wunde schlägt:

Täglich geh' ich heraus, und such' ein Anderes immer,
 Habe längst sie befragt alle die Pfade des Lands;
 Droben die kühlenden Höhn, die Schatten alle besuch' ich,
 Und die Quellen; hinauf irret der Geist und hinab,
 Ruh' erbittend; so flieht das getroffene Wild in die Wälder,
 Wo es um Mittag sonst sicher im Dunkel geruht;
 Aber nimmer erquikt sein grünes Lager das Herz ihm,
 jammernd und schlummerlos treibt es der Stachel umher.
 (StA 2.1, 71)

Aber auch ohne diese besonders leidvolle Dramatik will eine göttliche Kraft uns alle über das bloß Vertraute hinaustreiben, was Hölderlin in dem späten hymnischen Entwurf zu *An die Madonna* ausdrücklich begrüßt, denn niemand solle wohl

[d]ie Amme, die
 Den Tag gebieret
 Verwirren, falsch anklebend
 Der Heimath und der Schwere spottend
 Der Mutter ewig sizen
 Im Schoose. Denn groß ist
 Von dem sie erben den Reichtum. (StA 2.1, 214)

Heimatverklärung oder gar Deutschtümelei sind also sicher nicht seine Sache. Bekannt mit den aufklärerischen Ideen von allgemeiner Gleichheit und Würde der Menschen als rechtsfähiger Weltbürger und den zeitgenössischen Diskursen über Kosmopolitismus und Patriotismus,¹⁴ vertritt er schon diesseits des noch höheren Anspruchs der Gedichte nach 1800 einen politisch äußerst wachsaamen Universalismus. So bekennt er sich am Neujahrstag 1799, also auch noch lange nach dem blutigen Debakel, in das die Französische Revolution sehr schnell umgeschlagen war,¹⁵ in einem Brief an seinen Halbbruder Karl eindeutig zu grundsätzlicher Weltoffenheit:

Der günstige Einfluß, den die philosophische und politische Lectüre auf die Bildung unserer Nation haben, ist unstreitig [...]. Ich glaube nemlich, daß sich die gewöhnlichsten Tugenden und Mängel der Deutschen auf eine ziemlich bornirte Häuslichkeit reduzieren. Sie sind überall *glebae addicti* und die meisten sind auf irgend eine Art, wörtlich oder metaphorisch, an ihre Erdscholle gefesselt [...]. Und wie nur der in seiner Stube sich gefällt, der auch im freien Felde lebt, so kann ohne Allgemeinsinn und offenen Blick in die Welt auch das individuelle, jedem eigene Leben nicht bestehen. (StA 6.1, 303)¹⁶

14 Vgl. hierzu vor allem Polledri 2021.

15 Die Enttäuschung und Ernüchterung über diese Wende in Frankreich, „wo man alle Früchte und Blumen der Menschheit in seinen Hoffnungen wieder aufblühen sah“ (StA 6.1, 229), kommt im Brief an Ebel vom 10. Januar 1797 deutlich zum Ausdruck. Dabei versucht er dem Freund, der sich damals in Paris aufhielt, Hoffnung zu machen. Komplementär zur Kritik an der Enge der deutschen Verhältnisse und der grundsätzlich ernüchternden Diagnose des europäischen Zeitgeistes traut Hölderlin den Deutschen dort sogar zu, eher als andere „eine künftige Revolution der Gesinnungen und Vorstellungsarten einzuleiten, die alles bisherige schaamroth machen wird“. Zu Hölderlins Haltung zur Revolution und seiner republikanischen Position vgl. auch Honold 2005.

16 Die Konvergenz mit Hölderlins Kritik an den Deutschen in der sog. *Scheltrede* im zweiten Band des *Hyperion* (StA 3, 153-6) ist offensichtlich. Wahrscheinlich ist Hölderlin in seinem Plädoyer für Weltoffenheit von Fichtes *Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten* von 1794 und von Kants 1795 erschienener einflussreicher Abhandlung *Zum ewigen Frieden* beeinflusst. Bekanntlich hat Fichte allerdings mit seinen *Reden an die deutsche Nation* von 1807-08 – wie viele andere deutschsprachige Intellektuelle und Künstler der Zeit – angesichts der immer bedrückenderen Expansionspolitik

Wider das „affectirte Geschrei von herzlosem Kosmopolitismus und überspannender Metaphysik“ (StA 6.1, 303) all derer, „die uns bereiden möchten, man dürfe die Augen nicht aufthun, und der Welt, die es immer werth ist, das Herz nicht öffnen, um seine Natürlichkeit beisammen zu behalten“, hofft Hölderlin also auf den heilsamen Einfluss der „neuen Philosophie“, namentlich der durchaus herausfordernden Kants, „die bis zum Extrem auf Allgemeinheit des Interesses dringt, und das unendliche Streben in der Brust des Menschen aufdekt, und wenn sie schon sich zu einseitig an die große Selbstthätigkeit der Menschennatur hält“ (304). Mit anderen Worten, das universalistische Konzept der Autonomie des Subjekts qua praktischer Vernunft bei Kant mag übertrieben sein, ist aber wie eine möglichst „kräftige und sachkundige“ Darstellung der politischen Verhältnisse der einzig mögliche Weg aus der deutsche Misere.¹⁷

Es geht Hölderlin also um Horizonterweiterung, um die Schaffung einer Heimat für seine Landsleute, in der man freier atmen und erfüllter leben kann. Nach seiner Rückkehr aus Bordeaux erläutert er im Brief, den er im Dezember 1803 an den Verleger Friedrich Wilmans schreibt, in welcher Weise er an dieser kulturellen „Umkehr“,¹⁸ also Re-volution, mitarbeiten will. Die großen Hymnen, die er schon zuvor komponiert hat, fügen sich in „pädagogischer“ Absicht ein in sein Projekt vaterländischer Dichtung, die eben höchste poetische Ansprüche stellt:

Es ist eine Freude, sich dem Leser zu opfern, und sich mit ihm in die engen Schranken unserer noch kinderähnlichen Kultur zu begeben. Übrigens sind Liebeslieder immer müder Flug, denn soweit sind wir noch immer, trotz der Verschiedenheit der Stoffe; ein anders ist das hohe und reine Frohloken vaterländischer Gesänge. (436)

Allerdings ist „hohes reines Frohloken“ in den *Vaterländischen Gesängen* oft nur sehr verhalten zu spüren, geht es doch darum, erst einmal einen Ausweg aus dem Selbstverlust in der epochalen Not „dürftiger Zeit“¹⁹ zu finden. Wie es der im Zusammenhang mit dem *Empedokles*-Komplex stehende Text *Das untergehende Vaterland* theoretisch zu fassen versucht, ist Halt- und Heimatlosigkeit das Signum

Napoleons dann eine radikale Wendung zu nationaler Ab- und Ausgrenzung vollzogen. Auch wenn Hölderlin die politischen Entwicklungen zu dieser Zeit wohl im einzelnen nicht mehr bewusst wahrnehmen konnte, so hätte er seine Vision einer umfassenden Friedensordnung wahrscheinlich doch kaum zurückgenommen. Vgl. bes. die große Komposition von *Friedensfeier* und die umfangreichen noch titellosen Entwürfe *Versöhnender der du nimmergeglaut*.

¹⁷ Vgl. StA 6.1, 304.

¹⁸ Vgl. StA 5, 271.

¹⁹ Vgl. StA 2.1, 94.

von extremen Krisenzeiten oder Zeitenwenden, in denen sich eine für das menschliche Bewusstsein fast nicht mehr zu überbrückende „Lücke“ auftut.²⁰ Es geht darum, neue Authentizität in einer vertikal auf den ‚Himmel‘ hin orientierten Gesellschaft, also ‚Heimat‘, zu finden, was allerdings nur in der Wechselbeziehung zum Fremden gelingen kann. Erst vom ihm her lernt man, was überhaupt das Eigene ist. Dessen freie Gestaltung ist dabei das Schwierigste, wie Hölderlin im selben Brief an Böhlendorff vom 4. Dezember 1801 betont:

Wir lernen nichts schwerer als das Nationale frei gebrauchen. Und wie ich glaube, ist gerade die Klarheit der Darstellung uns ursprünglich so natürlich wie den Griechen das Feuer vom Himmel. [...] Deßwegen sind die Griechen des heiligen Pathos weniger Meister, weil es ihnen angeboren war, hingegen sind sie vorzüglich in Darstellungsgaabe, von Homer an, weil dieser außerordentliche Mensch seelenvoll genug war, um die abendländische Junonische Nüchternheit für sein Apollonsreich zu erbeuten, und so wahrhaft das fremde sich anzueignen. Bei uns ists umgekehrt. (StA 6.1, 425-6)

Die Auseinandersetzung mit der fremden griechischen Hochkultur führt also zu einer wichtigen Einsicht in die eigene kulturelle ‚Tendenz‘. Damit ist grundsätzlich schon das produktive Spannungsverhältnis zwischen dem ‚Eigenem‘ der kulturellen Heimat und dem ‚Fremden‘ als konstitutiv für die Findung einer wirklich lebendigen Identität erkannt. Hölderlins letzte Elegie *Heimkunft* bewegt sich in dieser Dynamik. Der Dichter ist zunächst besorgt, weil er nicht weiß, ob er für seine Landsleute geeignete und dem Gott „schicklich“ erscheinende Töne treffen kann, aber er wagt dann doch, dem Vaterland zu liebe „zu sinnem“ und „zu singen“:

Vieles sprach ich zu ihm, denn, was auch Dichtende sinnem
Oder singen, es gilt meistens den Engeln und ihm;
Vieles bat ich, zu lieb dem Vaterlande, damit nicht
Ungebeten uns einst plötzlich befiele der Geist [...] (StA 2.1, 97)

Das schönste Tor zur Heimat ist aber gleichzeitig auch das zur fremden Welt, „wo die Wunder sind“:

Freilich wohl! Das Geburtsland ists, der Boden der Heimat,
Was du suchest, ist nahe, begegnet dir schon.
Und umsonst nicht steht, wie ein Sohn, am wellenumrauschten
Thor, und siehet und sucht liebende Nahmen für dich,

²⁰ Vgl. StA 4.1, 283 ff.

Mit Gesang ein wandernder Mann, glükseeliges Lindau!
 Eine der gastlichen Pforten des Landes dieß,
 Reizend hinauszugehen in die vielversprechende Ferne,
 Dort, wo die Wunder sind [...] (StA 2.1, 97-8)

Darüber hinaus unterlegt Hölderlin das, was das ‚Nationelle‘, also die kulturelle Aufgabe des Vaterlands ist, im Sinne der schon früh zusammen mit Hegel und Schelling formulierten Forderung nach einer „Neuen Mythologie“ sogar mit recht eigenwilligen Narrativen.²¹ Besonders eindrucksvoll entwirft er in *Die Wanderung* eine Geschichte west-östlicher Verwandtschaft und kulturellen Transfers. In der umfangreichen triadischen Hymne macht sich ein Wanderer auf den Spuren mythischer Vorfahren auf den Weg nach Asien, auch wenn ihm der Abschied vom „glükseeligen Suevien“, seiner Mutter, die der „glänzenderen“ Schwester „Lombardia“ jenseits der Alpen in Schönheit nicht nachsteht, schwer fällt, denn es gilt ja: „[S]chwer verläßt, | Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort“. „Ich aber will dem Kaukasos zu!“ (StA 2.1, 138) ruft das lyrische Ich, das als Dichter frei sein will wie die Schwalben. Der Weg führt den Wanderer auf seiner imaginären Reise zu den „lieben Verwandten“, den Griechen, die der Sage nach geboren wurden aus der Verbindung des „deutschen Geschlechts“, das sich donauabwärts von Nordwesten nach Osten bewegt habe, mit den „Kinder der Sonn“ aus dem Süden. Die aus der friedlichen Vereinigung entstandene schöne Welt der Griechen zu sehen, ist der wandernde Poet gekommen, aber bleiben will er nicht, auch wenn die eigene Heimat „unfreundlich“ und „verschlossen“ erscheint:

Doch nicht zu bleiben gedenk ich.
 Unfreundlich ist und schwer zu gewinnen
 Die Verschlossene, der ich entkommen, die Mutter.
 Von ihren Söhnen einer, der Rhein,
 Mit Gewalt wollt' er ans Herz ihr stürzen und schwand
 Der Zurückgestoßene, niemand weiß, wohin, in die Ferne. (141)

Nein, der Wanderer zwischen den Welten verfolgt eine andere Absicht: Er möchte die „Grazien Griechenlands“ einladen, in seine Heimat zu kommen, um die eigenen Lande zum Blühen zu bringen, falls ihnen der Weg nicht zu weit erscheint:

Doch so nicht wünscht' ich gegangen zu seyn
 Von ihr und nur, euch einzuladen,
 Bin ich zu euch, ihr Gratien Griechenlands,
 Ihr Himmelstöchter, gegangen,

21 Vgl. StA 4.1, 298 ff.

Daß, wenn die Reise zu weit nicht ist,
Zu uns ihr kommet, ihr Holden! (141)

In der großen *Rheinhymne*, die wohl ebenfalls ab dem Frühjahr 1801 in Hauptwil in der damals zum Ideal freiheitlicher Verfassung idealisierten Schweiz entworfen wurde, wird der Strom selbst zum Protagonisten. Wie überhaupt viele Flüsse von Hölderlin in topographisch genau beobachtete Metaphern grenzübergreifender natur- und kulturgeschichtlicher Verläufe verwandelt werden, so erscheint der „edelste der Ströme“, der „freigeborene Rhein“ hier als gefesselter Genius, der, an der Quelle noch jung, jammernd und tobend um Erlösung von den ihn in seiner schöpferischen Kraft hemmenden natürlichen Beschränkungen fleht. Eigentlich will er gen Osten fließen, muss aber gebändigt werden, denn er versteht seine eigentliche Bestimmung zunächst noch nicht, wobei sein beeindruckend mächtiger Ursprung auch später rätselhaft bleibt:

Ein Räthsel ist Reinent sprungenes. Auch
Der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn
Wie du anfiengst, wirst du bleiben,
So viel auch wirket die Noth,
Und die Zucht, das meiste nemlich
Vermag die Geburt,
Und der Lichtstral, der
Dem Neugebornen begegnet. (StA 2.1, 143)

Prägung durch den Anfang, Freiheitsdrang und Beschränkung wechseln sich auch bei den Menschen ab, sie kennen ihr ‚Haus‘, sind dennoch vor allem vom ersten ‚Lichtstrahl‘, der sie trifft, stärker bestimmt als von sonst allem, aber der Rhein ist noch anders:

Wo aber ist einer,
Um frei zu bleiben
Sein Leben lang, und des Herzens Wunsch
Allein zu erfüllen, so
Aus günstigen Höhn, wie der Rhein,
Und so aus heiligem Schoose
Glücklich geboren, wie jener? (143)

Dennoch passt die Vorstellung von einem absolutem Subjekt nicht einmal auf den mächtigsten der deutschen Ströme, was von göttlichen Mächten so eingerichtet ist, um ihn, selbst ein Halbgott, zu schonen und seine kulturstiftende Potentialität fruchtbar werden zu lassen:

Ein Gott will aber sparen den Söhnen
 Das eilende Leben und lächelt,
 Wenn unenthaltensam, aber gehemmt
 Von heiligen Alpen, ihm
 In der Tiefe, wie jener, zürnen die Ströme.
 [...]

 Und schön ists, wie er drauf,
 Nachdem er die Berge verlassen,
 Stillwandelnd sich im deutschen Lande
 Begnüget und das Sehnen stillt
 Im guten Geschäfte [...] (StA 2.1, 144)

Die geschaffene heimatliche Landschaft ist aber kein statischer Raum, denn Begrenzung und Weitung, Ordnung und Auflösung bilden den Rhythmus des Lebens,

[b]ei Tage, wenn
 Es fieberhaft und angekettet das
 Lebendige scheint oder auch
 Bei Nacht, wenn alles gemischt
 Ist ordnungslos und wiederkehrt
 Uralte Verwirrung. (148)

Die deutschen Lande sind für Hölderlin also tatsächlich ein Identifikationsraum, der aber wie die ganze Welt fluktuiert und sich immer neu strukturieren muss. Welche spezifische vaterländische Aufgabe ihnen zukommt, macht Hölderlin bekanntlich besonders in *Germanien* deutlich.²² Die Rede des göttlichen Adlers, der synchronisch und diachronisch alle Kulturräume der Erde überfliegen hat, blickt, sich nun verjüngend, in die Zukunft und erwartet von Germanien eine Friedensmission, universale Völkerverständigung und weit Besseres als Gewalt und Krieg.

In ein solches Vaterland wollte Hölderlin wohl zurückkehren. Ja, es war ihm unendlich schwer gefallen, seine Heimat überhaupt zu verlassen, wie er vor dem Abschied an Böhlendorff schreibt:

Ich bin jetzt voll Abschieds. Ich habe lange nicht geweint. Aber es hat mich bittere Thränen gekostet, da ich mich entschloß, mein Vaterland noch jezt zu verlassen, vielleicht auf immer. Denn was hab' ich lieberes auf der Welt? Aber sie können mich nicht brauchen. Deutscher will und muß ich übrigens bleiben und wenn mich die Herzens- und Nahrungsnoth nach Otaheiti triebe. (StA 6.1, 427-8)

²² Vgl. StA 2.1, 151 ff. Vgl. hierzu insg. bes. Polledri 2021, 83-8.

Nach wenigen Monaten in Frankreich ist er wieder zuhause in Nürtingen. „Es war mir nöthig, nach manchen Erschütterungen und Rührungen der Seele mich vestzusezen, auf einige Zeit, und ich lebe indessen in meiner Vaterstadt“ (StA 6.1, 433), teilt er dem Freund im November 1802 mit, wahrscheinlich mit ähnlichen Zweifeln wie denen, die das lyrische Ich bereits in *Die Heimath* beunruhigt hatten, nämlich darüber, ob das Geleistete ausreicht, um Linderung von den Verwundungen des Lebens erwarten zu dürfen:

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
 Von Inseln fernher, wenn er geerndtet hat;
 So käm, auch ich zur Heimath, hätt, ich
 Güter so viele, wie Laid, geerndtet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,
 Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
 Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
 Komme, die Ruhe noch einmal wieder? (StA 2.1, 19)

Jetzt ist es anders. Die heimatliche Natur vor allem scheint endlich die Hoffnung zu erfüllen, die Hölderlin mit der Rückkehr in sein Vaterland immer schon verbunden hatte, nämlich endlich Ruhe, Sicherheit und Schutz zu finden.²³ Hölderlins langer *Nostos* mündet wieder in die anfängliche so intime wie ergreifende Vertrautheit mit der Natur der Heimat, die in sich aber nun die ganze Welt versammelt, denn umsonst war der Weg nicht:

Die heimathliche Natur ergreift mich auch um so mächtiger, je mehr ich sie studire. Das Gewitter, nicht blos in seiner höchsten Erscheinung, sondern in eben dieser Ansicht, als Macht und als Gestalt, in den übrigen Formen des Himmels, das Licht in seinem Wirken nationell und als Prinzip in der Schiksaaalsweise bildend, daß uns etwas heilig ist, sein Drang im Kommen und Gehen, das Charakteristische der Wälder und das Zusammentreffen in einer Gegend von verschiedenen Charakteren der Natur, daß alle heiligen Orte der Erde zusammen sind um einen Ort und das philosophische Licht um mein Fenster ist jezt meine Freude; daß ich behalten möge, wie ich gekommen bin, bis hierher! (StA 6.1, 433)²⁴

²³ Zu erinnern wäre hier z.B. an das frühe Gedicht *Die Stille*, StA 1.1, 42-5.

²⁴ Johann Kreuzer deutet die Freude am „philosophischen Licht“ zutreffend im Sinne eines „erkennenden Selbstbezugs“, der aus dem Wunsch erwächst, die „gelebte Zeit möge sich zu seinem Sinnnganzen zusammenfinden“ (2013, 61-2).

Sozusagen aus hymnischer Höhe entwirft Hölderlin dann auch in *Patmos* den weiten Bogen zwischen Aufbruch und Heimkehr: „0 Fittige gieb uns, treuesten Sinns | Hinüberzugehn und wiederzukehren“ (StA 2.1, 165; 173).

Mnemosyne, wahrscheinlich Hölderlins letzte Hymne, scheint hingegen die dort durch die poetische Erinnerung der gesamten antiken und abendländisch-christlichen Tradition erreichte Stabilität noch einmal infrage zu stellen.²⁵ „Lang ist | die Zeit, es ereignet sich aber | Das Wahre“ (StA 2.1, 193; 195)? Besonders die im Titel des vorliegenden Beitrags aus der sog. ‚Zeichenstrophe‘ ausgewählten Verse stehen in ziemlich schroffem Kontrast dazu und klingen eher wie ein resignativer Versuch der Selbstbeschwichtigung. Den zitierten Anfangsversen der heftig umstrittenen Strophe vorangesetzt ist noch ein weiterer Vers, so dass das uns Heutigen ganz aus der Seele gesprochen zu scheinende *Incipit* lautet:

Ein Zeichen sind wir, deutungslos
Schmerzlos sind wir und haben fast
Die Sprache in der Fremde verloren. (195)

Die Überlegungen zu Hölderlins Verhältnis zur (verlorenen) Heimat hier noch einmal neu anzusetzen, ist wegen dieser gefühlten Affinität zu unserer aktuellen Gefühlslage fast unwiderstehlich. Es sind in der Tat Verse, so schön und tragisch, dass man ungerne auf sie verzichten würde,²⁶ was ja vielleicht auch gar nicht nötig ist, da sie durchaus in das Gesamtkonzept der Komposition integrierbar erscheinen, vor allem wenn man sie mit der Schlusspassage der ‚Früchtestrophe‘ kombiniert, was nicht nur wegen des den beiden Stellen gemeinsamen Gebrauchs des Personalpronomens ‚wir‘ sinnvoll erscheint, sondern auch wegen der inhaltlichen Kohärenz. Dort heißt es ja nämlich:

²⁵ Es ist hier nicht möglich, auf die immensen textphilologischen und interpretatorischen Herausforderungen und die heftigen Auseinandersetzungen einzugehen, die sich aufgrund des schwierigen Befunds der Überlieferung ergeben haben. Einen allerdings selbstapologetisch gefärbten umfassenden Überblick hierzu bietet Roland Jensen 1998.

²⁶ Vgl. Reitani 2020d, 106. Hölderlin verbindet seine Vorstellung vom Tragischen tatsächlich fundamental mit der vom „Zeichen“, wobei er die antike Tragik anscheinend eher in der faktisch tödlichen Auslöschung des tragischen Subjekts sieht, in der das Zeichen „= 0“ gesetzt wird (StA 4.1, 274), wenn das Göttliche es in seiner vollen Macht unmittelbar wie in feurigem Blitz ergreift. Das moderne Tragische hingegen könnte eher im unspektakuläreren Sinne dieser Verse auf den stilleren mittelbaren Verlust des Selbst in völligem ‚untreuen‘ Vergessen von Mensch und Gott aufgefasst werden.

[...] Und immer
 Ins Ungebundene gehet eine Sehnsucht. Vieles aber ist
 Zu behalten. Und Noth die Treue.
 Vorwärts aber und rückwärts wollen wir
 Nicht sehn. Uns wiegen lassen, wie
 Auf schwankem Kahne der See. (197)

Nun ist das Gedicht aber Mnemosyne gewidmet, der Göttin der Erinnerung, die zugleich eine Naturgottheit, eine Nymphe ist, die durch eine glückliche erotische Begegnung mit Zeus zur Mutter aller Musen wurde, und es ist schwer vorstellbar, dass sie von diesem dann zurück in die Unterwelt der Titanen verstoßen wird.²⁷ Die Negativität richtig einzuordnen, von der das Gedicht nach den ersten Versen der ‚Früchtestrophe‘ bestimmt ist, ist kaum einzuordnen, wenn man die positive Klammer außer Acht lässt, die zuletzt doch in eine andere Richtung weist:

Reif sind, in Feuer getaucht, gekochet
 Die Frücht und auf der Erde geprüftet und ein Gesez ist
 Daß alles hineingeht, Schlangen gleich,
 Prophetisch, träumend auf
 Den Hügeln des Himmels. (*StA* 2.1, 197)

So beginnt die wahrscheinliche angedachte Endfassung des Gedichts mit der Feststellung einer durch harte Prüfung gegangenen Reifung, die alles versöhnt und versammelt auf himmlischen Hügeln. Davor aber liegt ein leidvoller Weg, ein Ringen um Selbstbewahrung in Zeiten, in denen die Menschen erschöpft und ermattet nirgendwohin mehr schauen wollen, ja passives Vergessen eigentlich als einzige Option übrigzubleiben scheint. Bis auf die affirmative, fast gnomische Feststellung „Vieles aber ist | Zu behalten. Und Noth die Treue“ fügt sich hier alles zusammen zu einer äußerst negativen Diagnose der Lage einer Gruppe von Menschen, zu denen sich das lyrische Ich, das später in der letzten Strophe, der ‚Achilles-Strophe‘, dann aber in der Singularform des Personalpronomens spricht, zunächst zählt, auch wenn es offensichtlich weiterblicken kann als die anderen, die sich nur noch treiben lassen wollen wie auf einem schwankenden Kahn auf dem Meer.²⁸ Dieser Schwebeszustand Welt- und Selbst-

²⁷ Vgl. Reitani 2020d, 114-22.

²⁸ Entscheidend ist hier wohl, in welchen Referenzzusammenhang man das Bild vom schwanken Kahn auf der oder dem See bringt. Der häufige Verweis auf Rousseaus berühmte fünfte Promenade in *Les Rêveries*, der angesichts von Hölderlins Verehrung für den französischen Denker und Dichter zwar naheliegt, könnte auch irreführen. Wie Roland-Jensen trotz des heftigen Gegenwinds, der ihm in der Kritik entgegen geschlagen ist, überzeugend argumentiert, ist es plausibler, das erst in der Reinschrift

vergessens mag zwar auf den ersten Blick als sehr heilsame Entlastung sowohl von der unstillbaren Unruhe der Sehnsucht aus allen festen Bindungen heraus ins Offene als auch von der Last von Scheitern erscheinen, von der vorher die Rede ist. Aber der Preis solcher Ruhe ist hoch: Schmerzlos sind wir geworden, empfindungslos, und haltlos, bloß noch ein Irgendetwas, ein Zeichen, das sich selbst und auch sonst niemand mehr versteht, sprachlos und stumm. Ermutigen kann hier nur noch das kleine, aber hoffnungsvolle Wort ‚fast‘, das die Sprachlosigkeit leicht, aber entscheidend relativiert. Und in der Tat, der Dichter spricht ja noch, er weiß vieles zu erinnern und in der ‚Fragestrophe‘ sogar die „guten Tageszeichen“ der heimatlichen Natur zu evozieren, die hier offensichtlich nicht mehr eine griechische, sondern eher eine ‚nordische‘, eine hesperische ist:

Wie aber liebes? Sonnenschein
 Am Boden sehen wir und trokenen Staub
 Und heimatlich die Schatten der Wälder und es blühet
 An Dächern der Rauch, bei alter Krone
 Der Thürme, friedsam; gut sind nemlich
 Hat gegenredend die Seele
 Ein Himmlisches verwundet, die Tageszeichen.
 Denn Schnee wie Majenblumen
 Das Edelmüthige, wo
 Es seie, bedeutend, glänzet auf
 Der grünen Wiese
 Der Alpen [...] (StA 2.1, 197-8)

Jetzt wird klarer, warum *Die Nympe Mnemosyne* tatsächlich zu den vaterländischen Gesängen gezählt werden kann. Das Gedicht versucht in den verschiedenen Ansätzen zu erklären, wie es zu einem solchen epochalen Drama überhaupt kommen kann, das als Gegenreaktion die völlige Paralyse des Handlungswillens und Empfindens der Menschen provoziert. Die zunächst von den himmlischen Mächten „gefangenen Element, und alten Geseze der Erd“, so der Text, bewegen sich plötzlich auf „bösen Pfaden“ wieder „unrecht, | Wie Rosse“ (197). Entfacht ist erneut ein „Streit am Himmel“ (195), der Menschen und Götter einander entfremdet, was auch die Sprache wie überhaupt die Fähigkeit zu fühlen versehrt, ja fast auslöscht.

Hölderlins Hymne für das hesperische Vaterland wirft sich sozusagen in diese Bresche, versucht für die Zeitgenossen, angesichts

hinzugefügte, eigentlich kaum für das Meer geeignete Wassergefährt nicht im Sinne der ‚Kahn-Idylle‘ zu deuten, sondern als in seiner Unangemessenheit parodiertes, prekäres Fahrzeug, auf dem wir uns zwar wiegen lassen wollen, das aber in Wirklichkeit gefährlich schwankt. Vgl. Roland-Jenssen 1998, 79.

des drohenden Untergangs in Vergessen und Selbstverlust eine Zukunftsperspektive, irgendein „Bleiben im Leben“ (StA 2.1, 7) zu ermöglichen. Schweren Abschied muss man dafür nehmen von dem längst untergegangenen Vaterland der Griechen und seinen in einzigartiger Dichtung erinnerten Heroen, soll die von „einem Himmlischen“ „gegenredend“ verwundete Seele heilen. Nach der Erinnerung an die fern ihrer Heimat in Troja gestorbenen griechischen Helden und danach an die Liebesbegegnung zwischen Zeus und Mnemosyne schließt die Hymne mit der Ermahnung, sich zu fassen, die eigene Seele zu schonen und eben nicht in wehmütiger, lähmender Trauer über das Verlorene zu versinken:

[...] Unwillig nemlich,
Sind Himmlische, wenn einer nicht die Seele schonend sich
Zusammengenommen, aber er muß doch; dem
Gleich fehlet die Trauer. (StA 2.1, 194)

Hölderlins Weltsicht erscheint so weit genug, um der Gefahr des Verlusts von Identität und Heimat und selbst der äußersten Entfremdung standzuhalten und kulturübergreifend überall noch Gutes zu finden, denn für ihn ist ja letztlich alles von Liebe bewegt. Die Verwundungen unseres endlichen Lebens führen schließlich nicht ins Nirgendwo:

[...] Die blutenden Fittige
[sind ja
Schon genesen, verjüngt leben die Hoffnungen all.
Großes zu finden, ist viel, ist viel noch übrig, und wer so
Liebe, gehet, er muß, gehet zu Göttern die Bahn. (StA 2.1, 78-9)

Aber auch wenn das Wohnen auf der Erde und die Aussichten für die Zukunft des Vaterlands in Hölderlins spätester Zeit immer prekärer werden,²⁹ so bleibt Heimat für ihn in persönlicher wie poetischer Perspektive nicht einfach nur eine abstrakte Größe oder Schimäre, sondern als durch die Erfahrungen eines Lebens in einem schöpferischen Prozess angeeigneter äußerer und innerer Raum sinnstiftender Selbstverortung, manchmal auch nur als Asyl oder Refugium.

Ob Menschen sind wie die Stare, die zwar jedes Jahr ins „Olivenland“ fliegen, um zu überwintern, aber wieder aufbrechen aus „liebenswürdiger Fremde“, weil sie die Heimat „spüren“ und

²⁹ Diese Zurücknahme der Erwartungen spiegelt die bange Frage: „Wo wollen wir bleiben?“ im späten Fragment *Der Adler* (StA 2.1, 229) wider. Die Verse 27-30 beantworten sie sehr bescheiden mit: „Will einer wohnen / So sei es an Treppen, / Und wo ein Häuslein hinabhängt / Am Wasser halte dich auf“. Vgl. Polledri 2021, 92 ff.

auf der Rückreise zur Orientierung erst einmal nur „das nächste Beste“ suchen, um dann anzukommen?³⁰ Auch ob die im Homburger Folioheft auf Blatt 38 notierte rätselhafte Zeile „Und niemand weiß“ in Zusammenhang steht mit dem noch einmal notierten Titel *Die Heimath*, der vielleicht zu den unvollständigen Versen auf dem folgenden Blatt gehört, bleibt ebenso offen wie der Kontext eines anderen Bruchstücks:

Unterschiedenes ist
gut. Ein jeder
und es hat
Ein jeder das Seine. (StA 2.1, 327)

Individualität, Konturen und Charakteristika verlangen eine gewisse Abgrenzung, nicht aber Ausgrenzung oder Verabsolutierung. Das frühere Epigramm *Wurzel allen Übels* ergänzt den Gedanken von der notwendigen Unterscheidung:

Einig zu seyn, ist göttlich und gut; woher ist die Sucht denn
Unter den Menschen, daß nur Einer und Eines nur sei?
(StA 1.1, 305)

„Keine Kraft im Himmel und auf Erden“ sollte ja monarchisch sein, was „erste Bedingung alles Lebens und aller Organisation“ (StA 6.1, 300) ist, hatte Hölderlin am 24. Dezember 1798 an Sinclair geschrieben, ganz im Geist von Hyperions allversöhnendem Credo:

Eines zu seyn mit Allem, was lebt! Mit diesem Wort legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen den Zep-
ter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bild der ewigeini-
gen Welt [...] meines Herzens Asyl. (StA 3, 9)

Als er in einem allerdings sehr bedenklichen Zustand endlich wieder irgendwie zuhause ist, erwächst in der vertrauten Landschaft „vom Abgrund nemlich“ ein ähnliches neues Alleinheitsgefühl.³¹

Ein wilder Hügel aber stehet über dem Abhang
Meiner Gärten. Kirschbäume. Scharfer Othem aber wehet
Um die Löcher des Felses. Allda bin ich
Alles miteinander. (StA 2.1, 250)

³⁰ Vgl. StA 2.1, 234 ff.

³¹ Zwar beginnt der hymnische Entwurf mit einer Evokation französischer Landschaft, dann aber wechselt die Perspektive nach Frankfurt hin, das geradezu als „Nabel der Welt“ erscheint. Vgl. StA 2.1, 250.

Wieder weitet sich die Perspektive ins Unendliche. Hölderlins Vorstellung von Heimat mag zwar vielleicht irgendwie unzeitgemäß erscheinen, doch berührt sie eigentlich zeitlos immer und immer wieder und überall. Luigi Reitani hat es so formuliert:

Es geht nicht darum, Hölderlin künstlich zu re-aktualisieren, ihn in einem neuen Gewand aus einem anderen Jahrhundert zu retten. [...] Denn möglicherweise ist das Problem dieser Dichtung nicht, dass sie ‚zu schwierig‘ ist, sondern dass ihre fragile Einfachheit unsere Sicherheiten in Frage stellt. Wovon spricht nämlich Hölderlin, wenn nicht von uns? Von unserem Versuch, einen nahen Gott zu fassen, der sich uns nicht zeigt? Von den Mauern, die uns umgeben und immer noch sprachlos und kalt da stehen? Vom Leiden der Menschen und der Völker? (Reitani 2020e, 18)

Bibliographie

Friedrich Hölderlins *Werke und Briefe* werden unter dem Sigel *StA* zitiert nach der *Großen Stuttgarter Ausgabe*. Hrsg. von F. Beißner. Stuttgart: Cotta (Nachfolger); Kohlhammer, 1943-85.

Sekundärliteratur

- Bengholdt-Thomson, A.; Guzzoni, A. (2017). *Analecta Hölderliniana IV. Zur Dreidimensionalität der Natur*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Binder, W. (1970a). „Hölderlins Laudes Sueviae. Deutung des hymnischen Entwurfs ‚Ihr sicher gebauten Alpen‘“. Binder, W., *Hölderlin-Aufsätze*. Frankfurt a.M.: Insel Verlag, 327-49.
- Binder, W. (1970b). „Sinn und Gestalt der Heimat in Hölderlins Dichtung“. Binder, W., *Hölderlin-Aufsätze*. Frankfurt a.M.: Insel Verlag, 76-111.
- Doering, S. (2013). „Erinnerte und konstruierte Landschaft: Raumstrukturen in Hölderlins Lyrik“. *Hölderlin-Jahrbuch* (zitiert als *HJb*), 38, 2012-13, 35-59.
- Doering, S. (2022). *Friedrich Hölderlin: Biographie seiner Jugend*. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Franz, M. (2013). „Hölderlins ‚Vaterland‘ – konkreter Raum, Schimäre, Utopie?“. *HJb*, 38, 146-56.
- Gaier, U. (2020). „Späte Hymnen, Gesänge, Vaterländische Gesänge“. Kreuzer, J. (Hrsg.), *Hölderlin-Handbuch*. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler, 180-91.
- Görner, R. (1992). „Im Widerspruch zu Hause. Zu Hölderlins Heimat-Bild“. Görner, R. (Hrsg.), *Heimat im Wort. Die Problematik eines Begriffs im 19. und 20. Jahrhundert = Konferenzschrift* (London, Oktober 1990). München: Iudicium Verlag, 50-62.
- Härtling, P. (1987). „Heimkunft“. *HJb*, 25, 1986-87. Tübingen: J.C.B. Mohr, 1-11.
- Honold, A. (2005). *Hölderlins Kalender. Astronomie und Revolution um 1800*. Berlin: Vorwerk.
- Kreuzer, J. (2013). „Heimat./ Und niemand weiß“. Hölderlins Heimat und Exil“. *HJb*, 38, 60-87.
- Osterhammel, J. (2013). „Stratosphärische Phantasie. Räume, Karten und Sehpunkte zu Hölderlins Zeit“. *HJb*, 38, 9-34.
- Polledri, E. (2021). „Patriotismus und Kosmopolitismus bei Hölderlin“. *HJb*, 42, 2020-21, 64-93.
- Reitani, L. (2020a). „Die Außenwelt als Innenwelt. Zur poetischen Topografie Hölderlins“. Reitani 2020g, 45-66.
- Reitani, L. (2020b). „‘E nessuno sa ...’. La ‘Heimat’ nella lirica di Hölderlin“. Reitani 2020f, 11-24.
- Reitani, L. (2020c). „Hölderlin e le rivoluzioni geografiche del Settecento“. Reitani, 2020f, 25-37.
- Reitani, L. (2020d). „Mnemosyne: una ninfa?“. Reitani 2020f, 97-124.
- Reitani, L. (2020e). „Wozu heute (noch) Hölderlin lesen?“. Reitani 2020g, 7-19.
- Reitani, L. (2020f). *Geografie dell'altrove. Studi su Hölderlin*. Venezia: Marsilio Editori.
- Reitani, L. (2020g). *Hölderlin übersetzen. Gedanken über einen Dichter auf der Flucht*. Wien; Bozen: Folio Verlag.
- Roland-Jensen, F. (1998). *Hölderlins Muse: Edition und Interpretation der Hymne Die Nympe Mnemosyne*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schlink, B. (2000). *Heimat als Utopie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wittkop, G. (1999). *Hölderlins Nürtingen. Lebenswelt und literarischer Entwurf*. Tübingen: Niemeyer.